Dörte Hansen

ZUR SEE

Roman

PENGUIN VERLAG

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich
auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

Das dem Roman vorangestellte Gedicht von Stevie Smith, »Not Waving but Drowning«, ist erschienen in den Collected Poems of Stevie Smith. Copyright © 1972 by Stevie Smith. Reprinted with the permission of New Directions Publishing Corporation. Source: New Selected Poems (New Directions Publishing Corporation, 1988)

Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

1. Auflage
Copyright © 2022 Penguin Verlag
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München
Covergestaltung: Sabine Kwauka
Covermotiv: Universal History Archive/UIG/Bridgeman Images
Satz: Leingärtner, Nabburg
Druck und Bindung: GGP Media GmbH
Printed in Germany
ISBN 978-3-328-60222-4

www.penguin-verlag.de

Nobody heard him, the dead man,
But still he lay moaning:
I was much further out than you thought
And not waving but drowning.

Poor chap, he always loved larking
And now he's dead
It must have been too cold for him his heart gave way,
They said.

Oh, no no no, it was too cold always
(Still the dead one lay moaning)
I was much too far out all my life
And not waving but drowning.

Stevie Smith,
Not Waving but Drowning

1
Knochenzäune

Auf einer Inselfähre, irgendwo in Jütland, Friesland oder Zeeland, gibt es einen, der die Leinen los- und festmacht, und immer ist er zu dünn angezogen für die Salz- und Eisenkälte eines Nordseehafens. Falls er an Herbst- und Wintertagen eine Mütze trägt, bedeckt sie keinesfalls die Ohren. Handschuhe trägt er nie. Zwischen seinen steifen Fingern klemmt, sobald das Schiff an- oder abgelegt hat, eine Kippe. Sein Haar ist lange nicht geschnitten worden, seine Haut von Meerwasser und Alkohol gebeizt, und immer hustet er in seinen ungekämmten Bart und spuckt das, was da hochgehustet wird, ins Hafenbecken. Und immer sieht die Jacke, die er trägt, so aus, als hätte sie den Ahnen schon gehört.

Der Mann, der Leinen los- und festmacht, ist nie freundlich zu den Fremden, die vom Festland auf die Insel fahren. Mit schroffen Gesten weist er beim Verladen ihre Wagen in die Spuren, treibt mit knappen Kopfbewegungen die Fahrradfahrer und die Fußgänger aufs Schiff, die sich wie Schafe von ihm scheuchen lassen.

Der Decksmann friert aus einem Grund, den er wohl selbst nicht kennt. Er tut nur das, was schon die Vorbesitzer seiner Jacke taten: das kleine Frieren üben, weil irgendwann

das große Frieren kommen wird. Der große Sturm, die große Flut oder die eine große Welle. Wer dann nicht frieren kann, ist schon verloren.

Und, ja, auch schwimmen kann der Mann an Deck, auch wenn es von den Seeleuten von jeher heißt, sie wollten es nicht lernen. Er hat es früh gelernt, von seiner Mutter.

Dass Festlandfrauen sich in ihn vergucken, kennt er schon. Dass sie ein bisschen in den wilden Bart verliebt sind, in seine alte Seemannsjacke und in den kleinen Ring aus Gold in seinem Ohr, das will er doch stark hoffen.

Für die Dauer einer Überfahrt, für eine Stunde oder zwei, ist er das Standbild eines Inselmannes. Steht an Deck, macht Leinen fest und los und lässt die Messingknöpfe mit dem Ankermuster glänzen. Übt das Frieren, pfeift ein altes Lied. Und Winde wehn.

Sein Vater, seine Brüder, seine Onkel frieren jetzt vielleicht auf einem Krabbenkutter, einem Frachter, einem Seenotrettungskreuzer, einem Ausflugsdampfer, einer Bohrinsel, und alle halten klaglos eine kleine Unterkühlung aus, als müssten sie den Vorfahren Respekt bezeugen.

Sie alle sind die Nachkommen von Männern, die das große Frieren noch beherrschten: Grönlandfahrern, die auf Walfangschiffen in die Arktis segelten.

Und etwas hat sich eingedrückt und auf sie abgefärbt, ist in sie eingesickert von diesen Schiffsjungen und Harpunierern, Steuermännern, Kapitänen, die jedes Jahr vom Frühjahr bis zum Herbst ins Nordpolarmeer fuhren, ihre Kleider niemals trocken, ihre Körper niemals warm.

Irgendetwas in dem Mann, der zu dünn angezogen ist,

erinnert sich an diese Zeit, auch wenn sie schon dreihundert Jahre her ist.

Vielleicht steckt es in den Knochen seiner rot gefrorenen Hand, in seinen Rückenwirbeln, in der Haut auf seiner Stirn, in seinen Blutgefäßen, in den Wurzeln seiner Zähne, seines Bartes.

Und vielleicht glauben das auch alles nur die Fremden, die vom Festland kommen und ihn auf der Fähre stehen sehen, das Original, den waschechten Insulaner, der sie kaum eines Blickes würdigt.

Der Mann, der wortlos seine Gästeherden auf die Inselfähre treibt, ist unter Deckenbalken aufgewachsen, die so niedrig waren, dass er mit fünfzehn schon den Kopf einziehen musste. In einem Haus mit alten Mauerankern und mit Delfter Fliesen an den Wänden.

Der Vorfahr, der es bauen ließ, war noch zwei Handbreit kleiner als die Inselmänner heute, aber ein Großmeister des Frierens: mit zwölf das erste Mal an Bord und dann ein Seemannsleben lang den Sommer nicht gesehen. Vom Kombüsenjungen hochgefroren bis zum Kapitän.

Er baute sich ein großes Haus, ließ seine Initialen in die Wand des Giebels schlagen und um sein Grundstück einen Zaun errichten, nicht aus Holz gezimmert, sondern aus den Kieferknochen eines Grönlandwals.

Von diesem Knochenzaun ist nicht mehr viel zu sehen, nur eine Reihe Stümpfe, schartig und verwittert, die von grünen Algen überwuchert sind. Ein schadhaftes Gebiss, kein schöner Anblick. Aber niemand denkt daran, den Zaun herauszureißen, und am wenigsten der Mann, der jeden Morgen über ihn hinwegsteigt und sich auf den Weg zum

Hafen macht, in einer Jacke, die so aussieht, als hätte sie den Ahnen schon gehört.

Am Abend, nach der letzten Überfahrt, wenn alle Fahrzeuge und Fußgänger das Schiff verlassen haben, geht er von Bord und wartet auf dem Fähranleger drei, vier Zigarettenzüge lang, bis er ein großes Auto kommen sieht. Es ist zu schnell, wie immer, und die Frau im Wagen steuert auf ihn zu, als wollte sie ihn überfahren. Dann bremst sie doch noch, lässt ihm gerade Zeit genug, die Kippe wegzuwerfen, einzusteigen und die Tür zu schließen. Noch bevor er richtig angeschnallt ist, gibt sie wieder Gas. Der Motor heult wie ein gequältes Tier, der Lack des Wagens ist vom Salz der Seeluft ziemlich angefressen.

Sie hat nicht viel Geduld mit Autos und mit Männern, die von Schiffen kommen.

Auf einer Nordseeinsel, irgendwo in Jütland, Friesland oder Zeeland, gibt es eine Frau, die einen Mann von einem Hafen abholt wie von einem Tatort, schnell und schweigend. Lebensretter fahren so, Komplizen eines Überfalls – und Inselfrauen, die nicht mehr an Hafenkanten stehen wollen, winkend, wartend, Ausschau haltend nach dem Schiff, das kommen wird oder auch nicht, nach Messingknöpfen, Bärten und verfrorenen Gesichtern.

Sie steigt nie auf der Inselmole aus, sie bleibt am Steuer ihres Wagens sitzen, ganz egal, ob er nur einen Tag auf See gewesen ist, zwei Wochen, sieben Monate, ein Jahr. Und wenn er wieder fährt, macht sie es ebenso: nicht aus dem Wagen steigen und nicht winken. Motor laufen lassen und den Mann absetzen wie ein Stück Expressgut. Schiffe

geh'n und Schiffe kommen, und das Abschiednehmen, das Willkommenheißen muss man beiläufig erledigen, gleichmütig wie die See, die immer da ist, aber auch auf keinen wartet.

Es gibt für einen Mann, wenn er von einem Schiff nach Hause kommt, nie eine Zeit der Schonung. Kein Essen in der guten Stube, von den feinen Goldrandtellern. Nach einem Abendbrot am Küchentisch spült sie die alten Tassen mit dem Zwiebelmuster und wirft ihm das Geschirrtuch zu.

Die Frau, die nicht an Hafenkanten winkt, bewahrt in ihrem Haus die Dinge auf, die alle Kapitänsfamilien hüten: Seemannskisten und Sextanten, Kompasse und Messingzirkel, Seefahrtsbücher. Nachlässe der Väter, Brüder, Ehemänner, ihre handgeschriebenen Berichte von entbehrungsreichen Reisen. Von den Schiffen, die sie liebten, und den Walen, die sie töteten, von Mast- und Knochenbrüchen und Erfrierungen und schweren Stürmen, alles glücklich überstanden. Es sind die Chroniken der Überlebenden und Tüchtigen, die in den Seemannskisten liegen, und in den guten Stuben stehen ihre Ablassgaben, von großen Fahrten mitgebracht, um Frauen, die zu lange warten mussten, zu besänftigen: blauweißes Teegeschirr aus Porzellan, durchscheinend wie Papier, und Silberschalen, nie benutzt. In den Vitrinen ausgestellt wie glänzende Pokale, die für Treue oder Tapferkeit verliehen wurden.

Irgendwo in diesem Haus, verborgen unter Deckenbalken, hinter Mauerankern oder alten Fliesen, in den Ritzen eines Knochenzauns vielleicht, müssten auch noch die Geschichten sein, die nicht geschrieben wurden: die Erinnerungen

der Ertrunkenen, von einem Mast Erschlagenen, Verschollenen, Erfrorenen und an Skorbut Gestorbenen.

Und in den Wäschetruhen, tief versenkt, die Nachlässe der Seemannsfrauen: Chroniken des Wartens und Alleinseins, der Winterhochzeiten, des Kindersterbens und der Witwenschaft, vermutlich eingestickt in Taufkleider und Bettbezüge, eingenäht in Trachtensäume, eingeklöppelt in die Spitzendecken, für die Töchter.

Die Frau bewahrt auch diese Dinge auf.

Es könnte sein, dass ihre Ungeduld ein Erbstück ist von Müttern, die ihr halbes Leben lang ein Weltmeer zwischen sich und ihren Männern hatten. Und dass ihr Haus in einem alten Rhythmus atmet: schwer im Frühjahr, schnell im Sommer, kurz im Herbst und tief im Winter, wie der Mann, der es gebaut hat, und die Frau, die ihn im Februar in Richtung Eismeer segeln sah, im Juni auf den Heufeldern gebraucht hätte und im Oktober auf ihn wartete, mit einem neuen Kind im Arm. Wenn es ein Mädchen war, bekam es mit der Muttermilch wohl schon die Antikörper gegen alle Krankheiten des Wartens.

Das alles weiß man nicht. Ob sich das Frieren und die Ungeduld vererben, wie der Atem eines alten Hauses geht und wo sich die Erinnerungen der auf See Gebliebenen verbergen, das alles fragen sich vielleicht nur Menschen, die zu lange mit den Händen in den Taschen an der See gestanden haben. Sie wirft dann Fragen an den Strand wie Muscheln oder kleine Stöcke. Ein altes Spiel der See, die meisten spielen mit.

Die Frau, die jeden Abend schnell und schweigend einen Mann von einem Schiff abholt, hält nichts von Händen in

den Taschen, und sie bückt sich nicht nach Muscheln, Steinen oder Stöckchen.

Am rechten Mittelfinger trägt sie einen Ring mit einem gletscherblauen Stein, den ihr vor vielen Jahren einer mitgebracht hat. Auch eine dieser Ablassgaben, hochkarätig, die sie aber nicht besänftigt hat, im Gegenteil. Er war von Anfang an ein bisschen groß, sie trägt ihn trotzdem alle Tage, weil er schön ist und sie findet, dass sie ihn verdient hat. Seemann geht, Gold besteht. Beide Hände fest am Steuer, fährt sie abends Richtung Hafen, etwas Puder im Gesicht und etwas Lippenstift, die Kleider selbst genäht, aus guten Stoffen. Keine Landfrau, keine Stadtfrau, eine Inselfrau, die ihren Sohn vom Hafen holt.

Den Ältesten, der schwimmen kann und trinken muss.

Es gibt auf einer Insel kein Geheimnis. Man kann sich hinter Knochenzäunen nicht verstecken, wenn die Nachbarn und Verwandten seit Jahrhunderten die Augen- und die Ohrenzeugen des Familienlebens waren. Alle sehen es, wenn Hanne Sanders Ältester von seinen Hafenkneipentörns nach Hause schlingert. Sie hören, wie er singt und lacht und flucht und in die Hecke aus Kamtschatka-Rosen kotzt. Und alle wissen, dass sich Ryckmer Sander, Sohn von Jens und Enkelsohn von Henrik, Urenkelsohn von Ove und so weiter, langsam, aber konsequent von der Kommandobrücke eines Tankers auf einen Nordseependelkahn herabgesoffen hat. Vom Kapitän auf großer Fahrt zum Decksmann, der auf einer Inselfähre durch das Küstenwasser schippert und noch ein bisschen Seebär spielt für die Touristen, die sich von ihm scheuchen lassen. Sie kaufen ihm die Schweigenummer ab, den wilden Bart, das grimmige Gesicht und

diese alte Seemannsjacke. Die Fremden lassen sich ganz gerne blenden von den Messingknöpfen mit dem Ankermuster und dem Ring in seinem Ohr. Ein Ryckmer Sander passt in ihren Nordseeurlaub wie der Austernfischer und der Seehund und die Kutterscholle.

Sie merken nicht, dass ihr Original nur eine gut gemachte Fälschung ist.

Der Inselfährenreeder weiß, wie es um seinen Decksmann steht, auch seine Ahnen waren Grönlandfahrer. Man sitzt hier seit Jahrhunderten in einem Boot, und darum schickt man einen Ryckmer Sander nicht von Bord, auch wenn er manchmal nicht ganz sicher auf den Beinen ist. Den Poller trifft er noch.

Und Hanne Sander sorgt dafür, dass er am Morgen jedenfalls noch nüchtern ist, bis er zur Fähre kommt. Mehr kann die Mutter eines Trinkers nicht versprechen. Sie kann nur hoffen, dass er nicht im Bordbistro schnell eine halbe Flasche Küstennebel kippt oder ihm einer seiner handzahmen Passagiere einen Grog ausgibt, man weiß es nie, sie nimmt es, wie es kommt. Sie ist nur schwer zu überrumpeln.

Auf allen Inseln gibt es Frauen, die man nicht erschrecken kann, weil sie in ständiger Bereitschaft leben. Hanne Sander ist zu jeder Zeit auf Springfluten gefasst, auf schwere Stürme und auf Männer, die nach Hause kommen, volltrunken oder nüchtern, mit gletscherblauen Steinen oder ohne.

Ihr Kofferraum ist groß genug, um Lebensmittel für vier Wochen einzukaufen, und in ihrem Haus gibt es zwei Tiefkühltruhen. Sie bräuchte nicht zu hungern, wenn die Insel für ein halbes Jahr vom Festland abgeschnitten wäre. Was

immer ihr die Nordsee vor die Haustür spülen mag – Seefahrer, Schiffbrüchige, Sommergäste –, ihre Betten sind bezogen, ihre Vorratsschränke immer voll. Es fehlt an nichts in ihrem Haus, und trotzdem sieht man ihren alten Kombi mit den Salzrostflecken jeden Morgen in der Stadt, weil Hanne Sander etwas zu besorgen hat.

Es gibt nur eine kleine Stadt auf dieser Insel, nicht viel mehr als ein paar Einkaufsstraßen, die wie die Finger einer Hand am Hafen hängen. Eine Strandkorbpromenade, eine Waffelbude, ein paar Krabben- oder Backfischstände und ein Eiscafé, das in der Nachsaison zu einem Tee- und Kerzenladen wird. Regenjacken, Möwenbecher und Piratenflaggen in den Läden, eine Bernsteinschleiferei und ein paar Restaurants und Kneipen, allesamt zu Schiffskajüten umgetakelt. Messinglampen in den Sprossenfenstern, an den Wänden Fischernetze, auf den Tischen Treibholzkunst und vor den Türen alte Bojen oder Schiffslaternen. Seemannslieder aus der Stereoanlage, und alle Tresenkräfte tragen Fischerhemden.

Hanne Sander wüsste nicht, was sie in einer Hafenkneipe soll. Sie ist auch nicht gemacht für eine Inselpromenade, das Geschlurfe und Geflatsche dieser Badeschuhe, all die Hände in den Taschen. Meistens meidet sie die Innenstadt und fährt auf der Umgehungsstraße von der Hafenmole bis zum Inselsupermarkt. Sie steuert gar nicht erst den Parkplatz an, hält vor der Eingangstür am Straßenrand, zwei Reifen auf dem Fußweg, Blinker eingeschaltet, und die Frauen an der Kasse wissen schon Bescheid, wenn sie den Kombi sehen.

Sechs Flaschen Bier abzüglich Pfand für die sechs leeren Flaschen, die sie morgens wieder abgibt. Es ist die Tagesdosis eines Mannes, der den Poller treffen muss.

Ryckmer Sander trinkt die erste noch im Wagen auf dem Weg nach Hause, wenn sie ihn abends von der Fähre holt. Sobald er eingestiegen ist, nimmt er den Öffner aus dem Handschuhfach, reißt seine Flasche auf und trinkt, als hätte er die Wüsten dieser Welt durchwandert.

Sechs Flaschen sind ein Witz für einen Mann, der sich betrinken will. Sie reichen allenfalls für eine Halbbetäubung zwischen Feierabend und dem frühen Morgen.

Aber er weiß, dass er das ganze Haus durchsuchen kann, die Seemannskisten und die Wäschetruhen und den Garten mit dem Knochenzaun, und er wird nirgends eine siebte Flasche finden. Auch keinen Fingerbreit Likör und keine Weinbrandbohne mehr, keine Rumrosine irgendwo im Küchenschrank. Er weiß es, weil er viele Nächte lang gesucht hat. Er trank die Schwedenkräuter seiner Mutter, aß die Madeirapflaumen aus dem Backregal und löffelte drei Gläser Calvadosgelee, die sie von einem Gast geschenkt bekommen hatte. Dann gab es ein paar klare Sätze in einer Nacht am Küchentisch – und einen Schwur, wie ihn wohl jeder Trinker hundertmal geleistet hat.

Nur hat nicht jeder Trinker eine Mutter, die wie Hanne Sander ist. Die ihrem Sohn fünf Tage in der Woche seine Flaschen rationiert und ihn an freien Tagen trinken lässt, bis er auf allen vieren an den Knochenzaun gekrochen kommt.

Er trifft den Poller noch.

Auf allen Inseln gibt es einen, der die Sagen kennt, die alten und die neuen Mythen, all die wahren, halbwegs wahren, frei erfundenen Geschichten über diese See, die Menschen, ihre Schiffe, ihre Angst. Er muss sie weitersagen, ob er

möchte oder nicht, denn die Geschichten suchen den Erzähler aus, nicht umgekehrt.

Auf dieser Insel ist es Ryckmer Sander, der die Sagen kennt.

Er kann die Stürme auseinanderhalten wie andere Menschen Vogelstimmen. Er weiß, wann sie nur spielen wollen, nur ein bisschen toben oder grölen. Und wann man sie persönlich nehmen muss.

Seit vielen Jahren führt er Buch und zeichnet Wind und Wasserstände auf. Er kann, wie eine lange, schreckliche Ballade, alle schweren Nordseefluten der vergangenen tausend Jahre aufsagen. Er kennt die Namen aller Orte, aller Kirchen, die versunken sind, die Namen aller Inseln, die die See zerrissen und verschlungen hat.

Es sieht nicht gut aus, findet er. Da kommt noch was.

Manchmal, wenn die Nacht sehr still ist und die Bierbetäubung zu früh nachgelassen hat, ist Ryckmer Sander sich fast sicher, dass er vom Meeresgrund die Kirchenglocken hören kann und auch die Stimmen der Ertrunkenen. Sehr alte Stimmen, manchmal singen sie, oft ist es nur ein Murmeln oder Raunen.

Das wäre schon genug, um einen Inselmenschen wach zu halten.

Und da ist noch etwas, das er sehr gern vergessen und hinunterspülen will, wenn er in seinem alten Kapitänsbett liegt: Er hat, auf der Kommandobrücke eines Tankers stehend, eine weiße Wand gesehen – die eine große Welle, die ein Seemann selten überlebt und nie wieder vergisst.

Für die er, ohne es zu wissen, in der Jacke seiner Ahnen friert.

Ryckmer Sander findet, dass er zu viel weiß, um nüchtern

einzuschlafen. Er wüsste gerne ein paar Dinge weniger – oder Dinge, die ihm jemand glaubt.

Kirchenglocken, alte Stimmen, weiße Wände – alles viel zu tief und viel zu hoch, um wahr zu sein. Die Grenzen zwischen Rausch, Hellhörigkeit und Wasserfühligkeit sind fließend, und er schwimmt.

Man sollte meinen, dass ein Mensch das Weite sucht, wenn er auf einer Insel aufgewachsen ist. Dass er, sobald er flüchten kann, den kleinen Brocken Land verlässt, der da halb abgesoffen in der Nordsee liegt. Was hat er da verloren? Er ackert auf versalzten Böden, die doch bald im Meer versinken werden, und lässt sich von den Stürmen prügeln. Schickt seine Söhne in das Eis, lässt sie im walblutroten Meer ertrinken, wenn sie nicht vorher schon erfroren sind. Er meißelt ihre kurzen Lebensläufe in die Grabsteinplatten, schickt den nächsten Sohn und dann den übernächsten. Einer wird wohl wiederkommen, mit Silberschalen im Gepäck und einer Ladung Kieferknochen.

Und warum baut sich dieser Sohn, der nicht im walblutroten Meer ertrunken ist, sein Haus dann wieder hier, auf dieser Insel, die schon halb der See gehört? Und warum gibt es hier noch eine Frau für ihn, die wartet und das schlechte Land allein beackert, die Stürme übersteht und ihre Söhne in das Eismeer schickt?

Ohne Not fährt niemand zu den Walen, aber keine Not scheint jemals groß genug zu sein, um einen Inselmenschen auf das Festland zu vertreiben.

Es gibt auf einer Insel eigene Naturgesetze, eine andere Art der Schwerkraft und der Anziehung vielleicht. Gezeiten-

ströme, die noch nicht verstanden werden. Einen unerforschten Sog, dem Heimweh ähnlich, aber stärker.

Ein Mensch, der hier geboren ist, kehrt irgendwann zurück, lebendig oder tot, egal, wie weit er segelt und wie lange er verschwunden bleibt, so lautet ein Gesetz der Insel.

Und für die meisten gilt es noch. Nur wenn sie jung sind, wagen sie den Sprung aufs Festland. Manche bleiben dann und leben mit dem Heimweh wie mit einem Rheuma, das in Schüben kommt und geht.

Hanne Sander hat in ihrem Haus vier Fremdenzimmer, die sie jeden Morgen lüftet. Sie putzt die Fenster oft, weil ihre Scheiben sonst von Salz und Sand erblinden.

Alle Betten sind bezogen, aber es hat lange niemand mehr darin geschlafen, weil ihre Zimmer alt sind und mit schweren Möbeln eingerichtet, ohne Fernseher, das Bad im Flur.

Sie stammen noch aus einer Zeit, als man Touristen »Badegäste« nannte und wie Verwandte unterbrachte, Familien aus dem Rheinland oder Schwaben, die jeden Sommer wiederkamen und mindestens zwei Wochen blieben. Sie buchten Vollpension und aßen das, was Hanne ihnen morgens, mittags, abends auf die Teller legte, sie durften manchmal in der guten Stube auf dem Sofa sitzen. Man spielte Karten mit den Gästen, lachte über ihre Art zu sprechen, kannte die Geburtstage der Kinder. Sie schickten Weihnachtskarten.

Manche schreiben heute noch, und hin und wieder kommen sie vorbei, auf einem Mietfahrrad, wenn sie in einem der Hotels am Strand drei Tage Wellness machen. Trinken Tee an Hannes Küchentisch, erinnern sich an all die schönen Inselsommer, erzählen von den Enkelkindern, und dann radeln sie zurück zu ihrem Spa mit Nordseeblick.

Manchmal wohnen in den alten Zimmern noch Studenten, die aus irgendeinem Grund die Inselsprache lernen wollen. Professoren schicken sie mit Wörterlisten, und die jungen Leute klappern dann vier Wochen lang die Häuser ab und hoffen, dass noch irgendwo ein Seemann lebt, eine alte Hebamme oder ein zahnloser Krabbenfischer, der ihnen ein paar Sätze dieser fast verstummten Nordseesprache in die Mikrofone nuscheln kann. Irgendwann erbarmt sich Hanne Sander meistens, setzt sich an den Tisch mit ihnen, spricht ihnen die alten Inselwörter für »Strandhafer« oder »Seeschwalbe« in ihre Aufnahmegeräte, und beim Frühstück fragt sie die Vokabeln ab für »Brot« und »Ei« und »Milch«.

Die beiden Musiker, die viele Jahre lang von Juni bis September bei ihr wohnten, sind dieses Jahr nicht wieder aufgetaucht. Gábor und Zsófia, Bassist und Sängerin der ungarischen Kurkapelle, sie wollten jedes Jahr dasselbe Zimmer.

Nur in den Sommerwochen waren sie ein Paar, dann reisten sie getrennt zurück zu Mann und Frau und Kindern, und Hanne hat sich jedes Mal gefragt, wie sie zu Hause wohl empfangen worden sind. Ob jemand sie erwartet hat mit einem Blumenstrauß und einem Fest. Ob ihnen ein Geschirrtuch zugeworfen wurde nach einem Abendbrot am Küchentisch.

Und ob es anders ist, auf einen Musiker zu warten als auf einen Seemann, der sich ein Kreuz, ein Herz und einen Anker in die Haut gestochen hat.

Der Glaube ist ein krankes Kind, die Liebe ist ein Biest. Die Hoffnung ist nicht tot zu kriegen.

Die Sehnsucht auch nicht, jedenfalls nicht ganz. Wenn in den kalten Monaten der Himmel wie versteinert über dieser

Insel liegt, die See so stumpf und räudig wie ein Rattenfell, träumt Hanne manchmal von der Welt, die nicht an einem Hafen endet. Wie anderen Menschen in bestimmten Wetterlagen die Gelenke schmerzen, brennt bei ihr ein altes Fernweh. Nach Hügeln oder Wäldern, warmem Licht. Nach Kleidern, die auf Inseln nicht getragen werden.

Sie hätte es wie ihre Schwester machen können, durchbrennen mit einem Badegast – und dann mit ihren Heimwehschüben leben. Aber das tut man nicht, wenn man Jens Sander haben kann.

Und Hanne hängt an diesem Brocken Land, sie weiß nur manchmal nicht, ob dies noch ihre Insel ist.

Vielleicht gehört sie längst den Wellenreitern und den Wolkenmalern, den Nacktbadern und Muschelsuchern – oder den Eintagsfliegen, die in Schwärmen jeden Tag vom Festland kommen, eine Inselrunde mit der Pferdekutsche drehen, Kaffee trinken in der Leuchtturmstube, weiterzuckeln Richtung Inselkirche, Vogelkoje und Museum, einmal kurz die Promenade rauf und runter, Abendessen im *Klabautermann* und mit der letzten Fähre wieder auf das Festland, wo die Reisebusse auf sie warten. Oder den Ausgebrannten und Asthmatikern und den Erschöpften in den Mutter-Kind-Kur-Heimen. Den Gestressten, die sich eine »Auszeit« gönnen, zwei, drei Nächte lang im neuen Strandresort.

Alle Inseln ziehen Menschen an, die Wunden haben, Ausschläge auf Haut und Seele. Die nicht mehr richtig atmen können oder nicht mehr glauben, die verlassen wurden oder jemanden verlassen haben. Und die See soll es dann richten, und der Wind soll pusten, bis es nicht mehr wehtut.

Hanne Sanders Badegäste kamen und sie gingen wieder.

Im Sommer teilte man den Strand, die Seeluft und den Wind mit ihnen, und im September klopfte man die Fremden ab wie Sand von einem Kleid – auch das war ein Gesetz auf dieser Insel, so verlässlich wie der Zug der Vögel.

Es gilt nicht mehr, die Leute bleiben jetzt. Sie werfen sich in Winterstürme wie in Achterbahnen, feiern die brutale See für ihre Wildheit, sie möchten Sturmfluten erleben und zahlen ein Vermögen für ein Haus mit Delfter Fliesen und den Initialen eines Grönlandfahrers in der Giebelmauer.

Hanne Sander schließt am Abend ihre Stubentür, wenn sie die Flüche und Verwünschungen von oben hört, das Poltern eines Menschen, der den Poller treffen muss. Sie ist gefasst auf alles, wartet aber nicht. Sie macht es wie die See, die immer da ist.

2
Federlos

*M*an muss, wenn man auf einer Insel leben will, die Tagesränder suchen. Die Dämmerzeiten zwischen Tag und Nacht, die frühen Nebelmorgen und die späten Regennachmittage. Man muss am Strand, beim Bäcker und im Supermarkt gewesen sein, bevor die erste Fähre mit den Bustouristen und den Fahrradfahrern kommt. Und man muss warten, bis die Abendfähre weg ist, wenn man allein auf einem Inselfriedhof stehen will.

Nach zwanzig Jahren Dienst in einer Seemannskirche fällt ihm kaum noch auf, dass seine Tage nach dem Schiffsfahrplan getaktet sind. Die Pendelfähre ist das Metronom, nicht nur für ihn, für alle Inselleute. Er hat das Leben an den Rändern hier gelernt.

Erst wenn der letzte Tagesgast sich sein Memento mori bei den alten Seemannsgräbern abgeholt und vor den Kreuzen der Ertrunkenen und Namenlosen kurz geseufzt hat, erst wenn die schwere Friedhofspforte krachend hinter ihm ins Schloss gefallen ist, beginnt die Tageszeit der Hiesigen. Die Zeit der Harkenden und Gießenden, der Trauernden und nicht mehr Trauernden, der Orgelschüler, die noch eine Stunde üben müssen. Die Tageszeit der Schwalben, die endlich freie Schwünge zwischen Kirchendach und Friedhofs-

hecke fliegen können, ihr Gezwitscher unbekümmert wie das Lästern seiner Konfirmanden, wenn sie nach dem Unterricht vergessen, dass er sie noch hören kann.

Die Zeit des Inselpastors, der nach dem Abendsegen und dem letzten Händeschütteln noch ein paar Minuten an der Feldsteinmauer lehnen will, die Augen zu, ein abgeschminkter Komödiant nach seinem letzten Vorhang.

Im Sommer strömen die Besucher schon um zehn Uhr morgens Richtung Inselkirche, um den Taufstein aus dem vierzehnten Jahrhundert zu besichtigen, das Votivschiff und die alte Kanzel – und ganz sicher wollen sie dann keinen Pastor sehen, der in verschwitzten Laufklamotten um die Kirche rennt. Der Privatmensch muss verschwunden sein, bevor die Fremden kommen.

Weg mit den Joggingschuhen, weg mit dem Ehemann, dem Vater und dem Sohn Matthias Lehmann, weg mit dem leisen, seltsamen Geräusch in seinem Kopf. Er hört es jetzt auch schon beim Laufen, weg damit. Her mit dem Gottesmann.

Von Juni bis August ist Hauptsaison, auch für den Pastor, denn die See, der Wind, die freie Zeit, sie werfen Fragen auf. Reizklima bringt die Menschen aus der Ruhe.

An vielen Sommertagen steht er zweimal in der Kirche, eine Kurzandacht zur Mittagszeit, ein kleiner Abendsegen mit Musik. Seit seine »Seelensnacks im Inselkirchlein« auf der Website des Verkehrsvereins als Ausflugstipp gelistet werden, hat er im Juli oft noch mehr Besucher als im Weihnachtsgottesdienst.

Vorausgesetzt, das Wetter ist nicht allzu schön, sonst beten seine Urlaubsfrommen nur die Sonne an und feiern ihren Untergang am Abend Weißwein trinkend an den Stränden.

Auch allzu schlechtes Wetter ist ein Hindernis, denn wenn es regnet, sind Touristen für die Frohe Botschaft nicht empfänglich. Sie wollen dann nur, dass der Himmel aufreißt. Manche raffen sich vielleicht noch ins Museum auf, um sich die Trachten und Harpunen anzusehen, oder schleppen sich zum Kursaal, wo sie vor dem Sturmflutfilm ein bisschen dösen können. Die meisten aber schmollen wie Betrogene in ihren Unterkünften, bis der Regen endlich aufhört.

Die kühlen, leicht bewölkten Sommertage sind die besten. Seelenhungertage.

Er weiß, dass sie auch seinetwegen in die Kirche strömen, dass manche ihn den »schönen Pastor« nennen oder den »Impresario des Herrn«, wie eine Zeitung einmal schrieb. Und warum nicht? Er hat die Gabe, Menschen zu begeistern, aufzuschließen, sie zum Glauben zu verführen, und er nutzt sie. Immerhin ist er noch nicht so selbstbesoffen, dass er denkt, es läge nur an seinem Charisma und seinen schönen Augen.

Es ist auch dieser Ort, der etwas mit den Leuten macht.

Kein Mensch kann ungerührt in einer Inselkirche sitzen, die siebenhundert Jahre lang den Stürmen standgehalten hat, den schwersten Fluten. Und alle atmen tiefer, wenn sie bei den Kreuzen für die Angespülten, Heimatlosen stehen, die Nordsee vor sich und die Friedhofsschwalben über sich. Dann braucht es gar nicht mehr die Axt für das gefrorene Meer in ihnen, dann reicht dem Inselpastor schon die Feile.

Beim ersten Ton der alten Orgel hat er sie. *Geh aus, mein Herz*.

Er feiert diese Viertelstunden, strahlt in ihre Sonnenbrandgesichter, streicht ein wenig Öl auf ihre aufgerauten Urlaubsseelen, spielt mit Worten und mit Bildern, die er